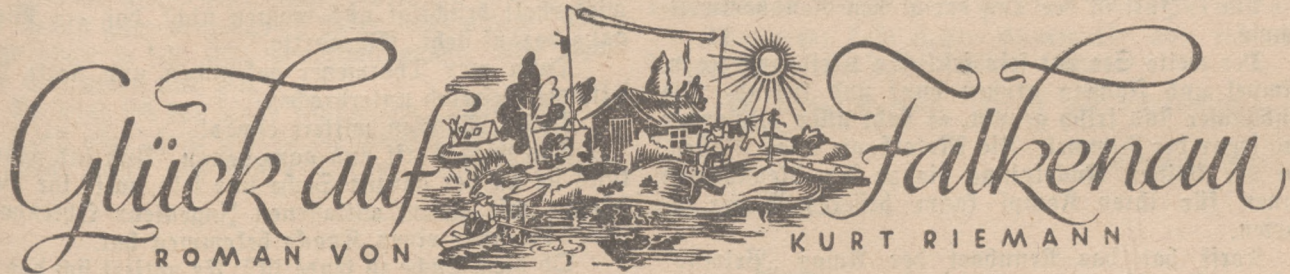


In freier Stunde



(22. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

Heinz sieht ihn mit großen Augen an. Dann, als er spürt, daß ihm die Tränen den Blick trüben, steht er hastig auf und geht ans Fenster. Vater Heinrich folgt ihm aufmerksam mit den Augen. Er kann es nachfühlen, was jetzt in dem Manne dort vorgeht.

Eine Weile ist es ganz still im Zimmer. Endlich wendet sich Heinz um und gibt Antwort:

„Es . . . es geht nicht! Ich kann das nicht annehmen . . . das Bewußtsein, alles von euch zu empfangen . . . und selbst nichts geben zu können . . . das würde mich erdrücken! Nein, laßt mich! Ihr seid prächtige Menschen, aber das kann ich nicht.“ Er wendet sich ab. — Hinaus! Nur hinaus! Das alles ersticht ihn fast!

Da aber hält ihn Vater Heinrich fest.

„Du dämlicher Esel!“ donnert er ihn an. „Glaubst du denn, du bist der liebe Gott, daß du mit uns umspringen kannst, wie's dir gerade in den Sinn kommt?! Oder hältst du uns für nichtswürdige Gesellen, die einen Kerl wie dich in seiner ärgsten Zeit sitzen lassen? Zum Donnerwetter, ist denn dein Verstand eingeschlafen, Doktor? Was tun wir denn schon Besonderes? Wir helfen dir übern Berg. Fertig. Daß wir nicht nur von Kameradschaft quasseln und nachher alles laufen lassen, wie es will, das hast du doch hoffentlich schon länger gewußt. Ich habe aber noch nicht gewußt, daß du ein so schlapper Geselle bist, der sich vom ersten ernsthaften Stoß, den ihm das Leben erteilt, nicht mehr aufzuraffen vermag. Da . . . sieh dir den Schorsch an! Der war in die blonde Monika verliebt bis über beide Ohren, und es hat tief bei ihm geessen. Hat er auch nur mit der Wimper gezuckt? Hast du überhaupt etwas gemerkt davon? Nein, hast du nicht! Du aber streckst die Waffen! Läufst davon! Denn mir, mein Junge, mir kannst du nichts anderes einreden! Du fliehst vor dir selber! Und vor der Affenshande, daß einer von der Fünf-Männer-Insel flieht, davor will ich dich bewahren.“

Arbeite! Rechtschaffene Arbeit, die den ganzen Mann erfordert, ist das einzige Mittel, das wirklich hilft. Hau deinen Motor zusammen! Halt ihn den Amag-Deuten unter die Nase! Zeig ihnen, daß du mehr kannst, als sie alle zusammen! Und dann wollen wir weitersehen. Alles andere ergibt sich von selbst.

Doktor! — Vater Heinrich ist ein gemütlicher Mensch. Aber sein Wort gilt. Sagst du jetzt nicht so-

fort „Ja“, dreh ich mich ohne einen Laut herum, geh meiner Wege und du hast mich zum letzten Mal gesehen. — Also Ja — — oder Nein?!“

Der Doktor sieht ihn lange an, ruhig und bewegungslos. Vater Heinrich weiß, daß er viel gewagt hat. Aber er weiß auch, daß er gewinnen wird.

Da kracht ihm ein Schlag auf die Schulter, daß er leicht einknickt.

„Ihr Schwindler! Ihr Saubande, ihr miserable!“ quetscht der Doktor hervor. „Ja natürlich will ich!“

Um seine Augen wetterleuchtet es.

„Ihr habt mich ja eingewickelt, und ich Schaf hab' stillgehalten wie ein kleines Kind. Erst jetzt merke ich, was los ist. Menschenkind, Vater Heinrich! Was seid ihr für eine Gesellschaft. Ihr könnt es fertigbringen, daß ein Kerl wie ich ans Heulen kommt. Vater Heinrich . . . da stehen die Koffer, gepackt für die Fahrt. In zehn Minuten ist alles wieder draußen! Frau Frischke! . . . Ja, zum Teufel nochmal, wo stecken Sie denn bloß wieder!? . . . Steh'n Sie nicht 'rum wie die Gans, wenn's donnert! Wir bleiben hier! Auspacken! Auspacken! — Vater Heinrich, ich kann nicht mehr! Ich glaube, ich werde verrückt vor Freude! Mir ist zumute, als wäre ich aus einem bösen Traum erwacht.“

„Na siehst du . . . da kommt übrigens auch Schorsch zurück.“

„Wie soll ich dir danken . . . euch allen danken?“

„Indem, daß du keinen Kohl redest, sondern Wasser für den Grog besorgst. Hast du etwas für ein anständiges Abendbrot da? Nein? Also schick deinen Hausdrachen los. Wir essen hier und bleiben zusammen, bis alles in Ordnung ist. Es ist noch 'ne ganze Menge zu besprechen.“

Da tritt Schorsch mit zwei Flaschen unterm Arm ins Zimmer. Der Doktor sauft auf ihn zu.

„Schorsch, alter Junge, ich bleibe hier! Wir bauen den Wagen mit unserem neuen Bergaser.“

„Na, wenn schon! Nimm doch mal die Rumflasche hier ab, ja?“

„Ja aber woher . . .“

„Alle Kamellen.“

Dabei deutet er mit dem Daumen auf Vater Heinrich.

Der Doktor pfeift leise durch die Zähne.

„Darum also hat das Einholen so merkwürdig

lange gedauert! Dann wußtest du wohl am Ende auch, daß Vater Heinrich nach Berlin kommt heute?!"

"Heute?" antwortet Schorsch mit größter Seelenruhe. "J wo! Der ist doch schon acht Tage hier! Wir haben schon gründlich vorgearbeitet. Ja denkst du denn, ich hätte dich sonst alleine nach Warschau pilgern lassen? In deinem Zustand? Kommt doch gar nicht in Frage!"

"Und wenn ich Vater Heinrich abgefragt hätte?"

"Dann hätte ich mir heute abend eins dritter Warschau genommen, damit du's weißt. Und nun hör mal endlich mit deiner dämlichen Fragerlei auf, damit wir was zu essen und zu trinken kriegen!"

Am 7. Juli ist der Tag der großen Rennbootwettkämpfe.

Der weite See hat sein festliches Kleid angezogen, Wimpel und Fahnen grüßen bunt und lockend. Die Klubhäuser sind frisch gepußt, es sieht alles blühsauber aus, sogar der Himmel. Die Motorboote aller Klassen, von der kleinen Nudelpinne bis zu den Rennbooten können für ihren Kampf kaum besseres Wetter erwarten.

Korff hat das Rennboot der Amag „Primus“ taufen lassen. Es sieht bestechend aus, aber er selbst gibt sich keinerlei Illusionen darüber hin, daß es nicht das Beste, eben kein „Primus“ ist. Die Versuchsfahrten von der Insel Falkenau aus hatten sehr mäßige Zeiten ergeben. Erst glaubte er, es sei die Bootskonstruktion, aber der gleiche Typ lief mit dem Motor der Konkurrenz normale, ja gute Zeiten.

Es lag am Motor. An seinem Motor. Irgend etwas klappte noch nicht, und er wußte, daß es „sein“ Bergaser war.

Neußerlich zeigt Korff beste Laune. Es würde ihm nie einfallen, auch nur einen Schimmer von Besorgnis zu verraten. Daß „Primus“ Sieger wird, ist für ihn und die Amag-Leute selbstverständlich. Die drei Ingenieure, die auf der Insel die Probefahrten betreuten, hat er vorsorglich auf eine größere Montage nach Holland geschickt. So kommt es, daß eigentlich nur er das Boot hat laufen sehen. Und er weiß, daß es schlecht ist.

Hambachers Grundidee der neuen Bergaserkonstruktion ist richtig. Das weiß er, das steht für ihn auch heute noch fest. Er hat die Zeichnungen damals gut verwahrt die er dem armen Kerl aus dem Schrank holen ließ. Aber es ist, als hätte der Tote noch Geheimnisse dabei. Einzelheiten der Ausführung, die er mit ins Grab genommen hat. Oder sein konstruktiver Geist reichte nicht aus. Korff ist sich selbst ein sehr scharfer Kritiker.

Aber es hängt viel davon ab, daß sein Motor „System Korff“ einwandfrei arbeitet. Besser gesagt: daß er rationeller arbeitet als jeder andere Motor.

Er spürt, daß seine Stellung in der Amag irgendwie anders geworden ist. Dieses Frauenzimmer mit dem Dokortitel hat ihm die Sache auf der Insel scheinbar nicht vergessen.

Gestern wurde er zu Thormeyer gerufen. Im Wohnzimmer muß er warten. Da kommt sie, Fräulein Dr. Annemarie Ohlsen, herein. Sie scheint noch recht blaß, seit zwei Tagen tut sie erst wieder Dienst. Er versucht einen Scherz, aber sie sieht ihn nur eigenartig an und fragt warum er die Insel so sehr voreilig gekauft habe. Er kann nichts Rechtes erwidern.

"Sie sagten gleich bei Ihrer Ankunft, die Insel sei gekauft. Alles sei perfekt. Nun hat mir der Generaldirektor aber versichert, er hätte Ihnen Anweisung gegeben, sich vorher mit mir ins Einvernehmen zu setzen. Das haben Sie nicht getan. Warum nicht, Herr Doktor Korff?"

"Weil es zwecklos war. Der Kauf war doch perfekt.

Ich kannte die Insel gut. Uebrigens bin ich Ihnen darüber kaum irgendwelche Rechenschaft schuldig. Wenn der Herr Generaldirektor etwas darüber zu hören wünscht . . ."

"Noch nicht, Herr Korff. Aber vielleicht wird Ihnen die Sache später noch allerlei zum Nachdenken geben. Es ist alles so sehr . . . seltsam. Sie kannten die Insel?"

"Natürlich! Sonst hätte ich sie doch nie gekauft!"

"Vom Ansehen oder von der Karte?"

"Unsinn! Ich bin wiederholt dort gewesen."

"Komisch. Sie kannten die Insel und wußten nicht, daß sie seit fünf Jahren bewohnt ist. Sie haben sie wiederholt besichtigt und wußten nicht, daß ein Blockhaus darauf steht. Eigenartig." —

Dann war Thormeyer gekommen und hatte das seltsame Gespräch unterbrochen.

Dieses Mädchen wittert etwas!

Das weiß Korff nun ganz genau. Und interessiert kann sie an der ganzen Sache nur sein, weil ihr Verhältnis mit diesem entlassenen Ingenieur Ohlendorff dabei scheinbar einen Knacks bekommen hat.

Ob diese Sache zu Ende ist? Er notiert sich das in Gedanken. Er wird sich darüber unterrichten müssen. Dieser Mann ist im Auge zu behalten. Um des Mädchens willen. Er weiß genau, daß dieses Fräulein Doktor ihm die Schuld an ihrem Wech zuschreiben und nichts unterlassen wird, es ihm heimzuzahlen. Bei ihrer Stellung kann das für ihn sehr unangenehm werden. Also muß man auch ihre schwachen Seiten finden, und die werden wohl da sein, wo dieser Ingenieur Ohlendorff sich herumtreibt. Also auch ein Auge auf den halten. —

Nun heißt es aber vor allen Dingen: Den Fehler in der Konstruktion finden! Wenn er nur Zeit hätte! Zeit! Aber die Jagd der letzten Wochen machte ja jedes Nachdenken unmöglich. Nun, möchte heute noch einmal der Sieg an die Konkurrenz fallen. Im nächsten Monat wird die Rürburg und das große Rennen entscheiden. Und da kann es nur einen Sieg geben: Korff und sein Motor.

Was aber mit dem „Primus“ machen? Er dürfte gar nicht erst ins Rennen kommen! Er muß vorher defekt werden. Das erspart alle Ausreden, läßt alle Möglichkeiten offen und entlastet ihn von aller Verantwortung. Sehr gut!

Er pfeift leise vor sich hin und sieht sich suchend um.

"Friedrich!"

Der Mann, der Korffs Schatten zu sein scheint, bedarf des Rufs nicht. Er ist da, wo sein Herr ist, ein unscheinbarer Mann, mitten in den Dreißigern, sehr unauffällig, klein, schwächlich, mit einem Paar unruhig flackernder Augen.

"Friedrich . . ." Er zieht ihn dicht an sich, als habe er fröhlich mit ihm zu plaudern. „Bist du mir zu Dank verpflichtet?"

"Das brauchen Sie nicht zu fragen, Herr Doktor. Das wissen Sie selbst."

"Geh, mein Sohn, dann zeig' mir's heute! Du weißt doch, wo der „Primus“ liegt?"

"Er ist noch im Schuppen. Die Rennen beginnen erst gegen drei Uhr."

"Das ist gut. Du wirst dich von jetzt ab in seiner Nähe aufhalten. Um halb drei rufe ich die beiden Fahrer und die Monteure zu einer kurzen Besprechung in die Gaststätte. Das wird eine Viertelstunde dauern. In dieser Zeit öffnest du den Verschluß der Delwanne. Weißt Bescheid, mein Sohn? Also schön! Das ist ganz einfach. Laß einfach vier Liter Del herauslaufen. In einen leeren Kanister. Stehen in hellen Haufen im Schuppen herum. Bis zwei Liter funktioniert der Del-

druckmesser gerade noch. Sechs weniger vier macht zwei. Verstanden?"

„Ja . . . aber Herr Doktor! Mit zwei Litern kommt der „Primus“ keine zweihundert Meter weit! Dann sitzen doch die Kolben fest!“

„Geh, sei lieb und kümmer dich nicht darum. Darüber zerbreche ich mir meinen Kopf. Tu deine Sache, sei pünktlich und verschwiegen und eil dich, daß du nach Haus kommst. Du brauchst das Ende der Rennen nicht abzuwarten. Es ist besser, daß dich niemand sieht.“

Friedrich jögert.

„Das . . . das ist . . . ein Schurkenstreich.“

„Bist du gleich still!“ fährt Korff ihn zischend an.

„Du scheinst ganz vergessen zu haben, was unsere schöne Freundschaft so fest und dauerhaft macht. Also mach keine Geschichten und geh.“

Da duckt sich der blasse Mann und nickt müde.

Korff aber pfeift leise in die blaue Sommerluft. —

„Na, Korff, wie steht's?“ fragt Thormeyer fröh-

lich. Er hat sich ordentlich fein gemacht und sieht sehr stattlich aus in seinem Klubanzug.

„Danke, Herr Generaldirektor! Es ist alles in bester Ordnung. Der Sieg ist unser, wenn nichts Ungewöhnliches dazwischenkommt. Ah, das Fräulein Doktor ist auch mit herausgekommen? Die frische Luft wird Ihnen sicher guttun! Darf ich mich nach dem Befinden erkundigen?“

Annemarie sieht an ihm vorbei ins Leere. Sie gibt keine Antwort. Korff verabschiedet sich hastig, indem er wichtige Vorbereitungen vorschickt.

„Was haben Sie, Ohlsen? Warum sind Sie so eigenartig zu Korff? Er ist doch der kommende Mann!“

Thormeyer sieht neben Annemarie aus wie ein stolzer Vater mit seiner schönen Tochter.

„Ich mag ihn nicht. Er ist mir unheimlich . . . und unsauber.“

(Fortsetzung folgt.)

Wende durch Wanda

Von A. J. Urbanek

Fritz Klein befand sich auf dem Weg nach Hause, obwohl jeder Zug an ihm Unternehmungsgeist verriet. Er hatte den Hut etwas weit ins Genick geschoben, die Hände in den Manteltaschen, die Zigarette hielt er zwischen seinem Raubtiergebiß. Jahn Uhr, für ihn eigentlich erst der angebrochene Abend, aber was sollte man schon anfangen, wenn das Geld alle ist. Dann heißt es eben in die Klappe gehen.

Fritz Klein war Künstler, ein Mensch, der klar und vernünftig dachte, der mit Fleiß schaffte, was die Leute wollten. Und da es mit der Malerei nicht ging, zumal das Lichtbild heute unvergleichlich billiger kommt und außerdem meist naturgetreuer ist, so zeichnete er das, was bezahlt wurde: Skizzen für illustrierte Blätter, Kellamebilder, Modeentwürfe. Im Lauf der Zeit hatte er sich einen Namen gemacht, verdiente ganz schön und wäre sozulagen eine gesicherte Existenz gewesen, wenn — ja wenn. Hier lag der Hund begraben. Fritz Klein gab das Geld leichter aus, als er es verdiente, Freunde, Feste, Leichtsin —

Er begann gerade über diese Dinge nachzudenken, als er um die Ecke jener Straße bog, in der er wohnte. Und in diesem Augenblick wurde die Kette seiner peinlichen Gedanken angenehm unterbrochen, denn etwas, das von der anderen Seite her um die Ecke kam, lief ihm buchstäblich in die Arme. Es war weich, blond und sogar hübsch.

„Verzeihung,“ sagte Klein und bückte sich nach den beiden Briefen, welche die junge Dame bei dem Zusammenstoß hatte fallen lassen. Dann sah er sie an, sie sah ihn an, und beide lachten. Weil ihm nichts anderes einfiel, droß er die Phrase, daß ihm die Dame übrigens sehr bekannt vorkäme. Sonderbarerweise behauptete das Mädchen das gleiche, und er bekam sogar die Erlaubnis, mit ihr zur Post kommen zu dürfen. Als sie wieder an derselben Ecke angelangt waren, verabschiedete sich die junge Dame. Ob er sie nicht wiedersehen könnte, vielleicht am nächsten Abend. Man einigte sich auf Nachmittag. Aber wo? Fritz Klein fiel es ein, daß er morgen wahrscheinlich auch kein Geld haben würde. Und schließlich — blühschnell kam ihm ein Gedanke, den er auch schon aus sprach.

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen,“ sagte er, „aber wenn Sie gestatten, möchte ich Sie gerne zu mir auf eine Tasse Tee einladen.“

Ein harter Zug legte sich um den Mund der jungen Dame, kalt und verächtlich blickte sie den Mann an. Dann schillerte es wieder wie ein Lächeln in ihren Augen. Fritz Klein erwartete sein Todesurteil und zog unwillkürlich das Genick ein.

„Gut,“ sagte sie, „ich komme!“

Der Mann starrte sie entgeistert an. „Wirklich, ist das Ihr Ernst?“ stammelte er.

„Wenn ich etwas sage, dann ist es mein Ernst,“ antwortete sie und sah ihn an wie die Sphinx. Sie besprachen sich noch, dann gingen sie auseinander. Als der Mann die Treppe hinaufstieg, schüttelte er einige Male den Kopf.

Am nächsten Nachmittag richtete sich Fritz Klein für den erwarteten Besuch her. Er rasierte sich sorgfältiger denn je,

band den schönsten Schlips um und setzte sein Zimmer blidgerecht. Er hatte kein Kleider. Die kleine Wohnung gehörte ihm, und hier arbeitete er auch. Die Aufwartefrau kam nur hin und wieder. Wie die meisten Junggesellen sparte auch Fritz Klein nur an Dingen, die nicht sein Vergnügen betrafen.

Sie kam. Der Mann war etwas unsicher, wenn er auch nicht an seinem Sieg zweifelte. Das Mädchen gab sich unbefangen, ließ sich den Tee schmecken und den Kuchen dazu und schien sich zu Hause zu fühlen. Sie hieß Wanda.

Nach dem Tee rauchte sie ruhig ihre Zigarette auf die Art einer verwöhnten Dame. Als aber Fritz Klein wie zufällig noch ihrer Hand griff, stand sie auf und trat an den Fensterrahmen. Ohne ein Wort zu sagen, prüfte sie die Entwürfe und Skizzen, die dort herumlagen. Dann ging sie zum Schrank hinüber, griff nach oben und strich mit dem Finger darüber. Der Finger war davon schwarz. Nun öffnete sie den Schrank, nahm mit Selbstverständlichkeit einen der weichen Mäntel heraus, die dort hingen, und zog ihn an.

„Lieber Freund,“ sagte sie, „Sie wohnen in einem Schweinestall. Bringen Sie mir ein Staubtuch und einen Besen!“

Fritz Klein hatte mit wachsendem Erstaunen der jungen Dame zugehört und wurde jetzt rot wie ein Schuljunge. Er ging und holte Besen und Staubtuch. Dann wurden die Fenster aufgerissen, und es begann ein wüßtes Fegen. Wanda wirtschafete herum, während der Mann unnützlich umherstand und peinliche Gefühle weidete. Er hatte sich den Tee anders vorgestellt.

Nach einer Stunde war Wanda fertig, das Zimmer strahlte vor Sauberkeit. Diese Stunde hatte aber auch genügt, um Fritz Klein zu zermürben. Er trat sozusagen aus der Hand. Die junge Dame setzte sich nochmals zum Tisch und zündete sich eine Zigarette an.

„So,“ meinte sie „und jetzt muß ich Ihnen noch etwas sagen. Sie scheinen eine falsche Meinung über uns Frauen zu haben.“ Und sie setzte ihm in längerer Rede die Angehörigkeit auseinander, eine junge Dame zu sich zum Tee einzuladen. „Außerdem führen Sie ein Luderleben, lieber Freund,“ fuhr sie dann fort, „die Nacht verbringen Sie in Kneipen, um dann bis zum Mittag zu schlafen. Und wenn Sie sich zur Arbeit setzen, dann müssen Sie sich ein nasses Tuch um den Kopf wickeln.“

Der Angeklagte hob das schuldbewußt gesenkte Haupt. „Sagen Sie mir jetzt aber, Fräulein, woher wissen Sie denn das eigentlich?“

„Ich weiß noch viel mehr,“ wick sie aus. Dann stand sie auf und griff nach ihrem Mantel. Fritz Klein half ihr artig. Dabei bat er schüchtern um ein Wiedersehen.

Das käme gar nicht in Frage, meinte sie, das heißt, vielleicht, wer weiß, wenn er sich bessern würde. Und fort war sie.

Der Mann sah noch lange und starrte düster vor sich hin. Wer war diese merkwürdige Frau. Gar nichts wußte er, aber allmählich wurde ihm klar, daß er bis über die Ohren in sie verliebt sei. Und wahrscheinlich würde er sie nie wieder im Leben sehen. Ein schrecklicher Vater war über ihn gekommen.

An diesem Abend ging Fritz Klein nicht aus und sah am

nächsten Morgen zeitig bei seiner Arbeit. So hielt er es eine Woche lang, eine zweite. Aber die Angebetete gab kein Lebenszeichen von sich.

Wieder kam ein warmer Herbsttag. Fritz Klein saß beim geöffneten Fenster. Manchmal sah er von der Arbeit auf und nach dem Stückchen blauen Himmel empor. Und als er wieder einmal den Blick hob, da blieb dieser an einem geöffneten Fenster des gegenüberliegenden Hauses hängen. Nur für eine Sekunde hatte sich dort ein blonder Mädchenkopf gezeigt, aber auch diese kurze Zeitspanne genügte, um die Wulfschläge des Mannes zu verdoppeln. Kein Zweifel, es war Wanda! Schein-

heilig tat Fritz Klein so, als würde er eifrig weiterarbeiten, tatsächlich schielte er sprungbereit zu dem Tor des gegenüberliegenden Hauses hinunter. Einmal mußte sie dort herauskommen. Sie kam schon nach einer Stunde. Als er sie erblickte, sprang er auf, stürzte aus dem Zimmer, raßte die Treppe hinunter und holte sie an der Ecke ein. Zu sprechen vermochte er nicht, so küßte er ihr nur stürmisch die Hände. Wanda ließ ihn gewähren, sie sah auch gar nicht mehr streng aus. Freundlich und ein wenig mütterlich ruhte ihr Blick auf ihm.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann sind sie noch heute verheiratet.

Turnier der Zebrahengste

Ein afrikanisches Erlebnis von W. Corning

In Afrika muß der Entdeckungstreisende auf der Hut sein, der einmal die Steppen im Innern, oder das Hochland an den Küsten durchquert hat: nur gar zu gern täuschen einem die Eingeborenen Märchen auf. Der Neger hat eine lebhaftere Phantasie, er ist wie ein Kind spielerisch veranlagt; bis ins Greisenalter hinein fließen Wahrheit und Dichtung bei ihm unkontrollierbar durcheinander. Nur gründliche, unvoreingenommene Forschung kann zum Ziel führen, man muß die Augen offen halten, selber beobachten, sich nicht allein auf Hörensagen verlassen. Findet und erlebt man dann noch etwas Neues und Unbekanntes so ist in jedem Fall die Ueberraschung um so größer.

Wir war bekannt, daß die Zebrahengste mehrere Male im Jahr heftige Kämpfe untereinander um die Führung der einzelnen Rudel austragen. Als jedoch auf meiner letzten Reise durch den Osten des Kontinents Eingeborene der Massai-Steppe zu mir kamen und erzählten, daß diese Kämpfe regelrechten Turnieren gleichen, bei denen die Herden zu Hunderten und Tausenden im Kreise, sozusagen das Publikum bildeten, schützelte ich den Kopf: das sei eine wilde Ausgeburt der Phantasie,barer Unsinn. Ueberhaupt war ich mißtrauisch; selber hatte ich Hengste noch niemals kämpfen sehen bei dem Mißtrauen der Zebbras auf freier Wildbahn kein Wunder. Doch auch weiße Jäger berichteten mir die Tatsache. Menschen, denen man Vertrauen schenken konnte.

Eines Tages erklärten dann die Massai, daß ich meinen Un glauben nun aufgeben sollte, der Stamm habe riesige Zebraherden gesichtet. Und auch die Hengste seien nicht nur wegen der natürlichen Reizereien der Löwen in Aufregung, die Kämpfe untereinander ständen im vollen Gange. Ich muß voraussagen, daß sich Zebbras, auch wenn sie nicht durch Raubwild gestört werden, immer und ewig auf Wanderung befinden, schon aus Nahrungsgründen. Sie grasen ebenso in der reinen Steppe wie der Parklandschaft und dem lichten Busch. Oft verschwinden sie aus einer Gegend auf Wochen und sogar Monate vollkommen.

Wir verließen unser Lager, sechzehn Meilen südlich von Ntoma, am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang. Den schwarzen Trägern gab ich außer Proviant für zwei volle Tage meine besten Militärkoffer mit, da wir uns in einer richtigen Löwengede befanden, so daß sich das scheue Wild wahrscheinlich auch am Tage nur in respektvoller Entfernung zeigen würde. Hyänen schlüpfen über den Weg, dann hörten wir im Busch den Schriak, — der Vogel Ushara, der Büffelanzeiger, ließ sich merkwürdigerweise bereits um diese frühe Stunde vernehmen, und der Führer unserer Kolonne Kolperie beinahe über ein Erdferkel, das laut quietschend davonzief. Herrlich ging die Sonne hoch der unerhört zauberhafte Feuerball besichtigte mit einem Schläge die weite Steppe. Wir lagerten uns vorsorglich unter ein paar schattenspendenden Bäumen, während zwei Massai sich in den Busch trauten, um ein möglichst gutes Versteck auszumachen. Nach ihrer Meinung befanden wir uns an der Stelle wo sich die Zebbras in den ersten Vormittagsstunden noch einzeln sammeln mußten. Mit einem der Gläser suchte ich vergebens den Horizont ab. Nach einer Weile erst meldeten sich die ersten Schwarzjerien-Antilopen, ein ganz sicheres Zeichen eigentlich, daß Zebbras im Umkreis waren. Gaus flüchteten, eine Staubwolke hinter sich lassend, ein paar Strauße rühten an. Jetzt tauchten auch die ersten Streckenpferde über den Horizont. Sie äugten und galoppierten vereinzelt, höchste Zeit also, daß wir in unser Versteck verschwanden.

Bald beobachteten wir mit bloßem Auge ganze Rudel von zwanzig und dreißig Zebbras, dazwischen immer wieder Gnus, Antilopen und Strauße. Auffällig war dabei noch gar nichts, allerdings kamen die Tiere, mit dem Schweiß häufig die Felle abwehrend näher, es wurden mittlerweile ganze Herden. Möglich machte mich ein Fehler aufmerksam. Etwa siebenhundert Meter von unserem Platz entfernt gingen plötzlich

zwei Zebbras aufeinander los. Sie trommelten erregt mit den Hufen, das charakteristische Staffatogewieher erscholl, dann biß der eine Hengst seinen Gegner wütend in den Hals, und schnell trabten die Kämpfer wieder auseinander. Zum zweitenmal näherten sie sich nun, diesmal „verkehrt“, mit den Hinterläufen voran; es sah grotesk aus. Dann legte der offenbar kleinere und schwächere Hengst überfallmäßig zu Klantenhieben an. Die Hufe trachten dem älteren Widerpart in den Leib; der stob davon, aber das war nur eine Finte. Blitzschnell wandte das große Tier und riß mit den scharfen Zähnen — ich konnte es durch mein Glas deutlich erkennen — seinem stinkenden Gegner das Fell förmlich in Fetzen von Hals und Rippen. Der Uebertrachte flüchtete entsetzt. Und abermals erscholl ein Gewieher, triumphierend, die Klüftern des Siegers blähten sich ...

Etwa fünf Minuten mochte der Kampf gedauert haben, keines von den hundert, ja tausend Zebbras ringsum hatte sich um die beiden gekümmert. Doch jetzt wurden die Rudel munterer, gleich drei Hengste trabten auf den Sieger zu, fesselten ihn ein, jagten ihn im Kreise. Dann zerschlugen sie ihn mit ihren Läufen, es gab kein Entweichen mehr für den überfallenen Hengst. Er sackte von den hageldicht fallenden Hufschlägen betäubt zu Boden, und nur ganz allmählich ließ die Uebermacht von dem Geschundenen ab. Inzwischen hatte sich wirklich so etwas wie ein Kreis von neugierigen Zebbras, Gnus und Straußen um die Kämpfenden gebildet. Es war der reinste Woyd, was da eben vor sich gegangen war, keine ehrliche Angelegenheit.

Da änderte sich abermals überraschend die Lage: aus den Rudeln rings lösten sich zuerst zögernd, dann sehr schnell fünf neue Hengste, trabten zur Mitte, jeder auf einen Gegner los. Diesmal erscholl ein Gewieher, wie ich es in der Steppe noch niemals vernommen habe. Es kam wie von Berauschten, eine Aufregung unter sämtlichen Zebbras, ein wildes Trommeln der Hufe, als sei nicht Tag, sondern Nacht, und der Löwe in der Nähe. Die Massaiträger neben mir zitterten am ganzen Körper, ihre Lippen bebten, denn jetzt wußten sie, ist der Leithengst in die Arena getreten, das größte und stärkste Tier, jetzt geht es auf Leben und Tod. Ich hatte davon noch keine Ahnung, sah, wie die Kämpfenden an verschiedenen Stellen hochheisten im „Ring“, wie sie auf den Hinterläufen tanzten, als stünde unsichtbar ein Dompteur mit der Dressurpeitsche neben ihnen; die Vorderläufe schlugen aufeinander ein. Die Hengste bißen einander entsetzlich, sie schrien, doch ihr Wut- und Schmerzgewieher wurde übertönt von dem Höllenstaktato der Herde. Es war unheimlich: ich sah durch das Glas, wie die Gegner nicht wechselten. Verschwanden sie ineinander verbissen einmal im Kreise, wurden sie gleich wieder von den Zuschauern herausgedrängt in die Arena. In Fetzen hing den Kämpfenden das Fell vom Leibe. Ueber und über mit Blut beschmiert, ließen die Hengste nicht mehr voneinander ab. Jetzt sah ich auch das prächtige Leittier, es drückte seinen Gegner zu Boden, bearbeitete ihn hinterwärts mit den Läufen; ein allzu vorwütiger Strauß wurde dabei getroffen und blieb liegen; strad und starr wie zwei zitternde Eisenbänder ragten die langen Beine in die Luft.

Vierzig Minuten schon währte das Turnier auf Leben und Tod, da preschte eine Herde Büffel vorüber, Niebbock und Spiehhock sausten nebenher. Zuerst wandte ein Teil der Zebbras die Köpfe, dann äugte die ganze Herde, schob sich ineinander, braufte los, eine gewaltige Staubwolke, ein fürchtbares Donnern der Hufe. Wir sprangen aus unseren Verstecken, konnten aber nirgends den Feind entdecken. Weilenfern vielleicht lag die Urhache der Panik, und die Büffel hatten sie nur herangefahren. In wenigen Sekunden waren Zebbras, Gnus, Antilopen und Strauße nicht mehr zu sehen. Bis auf drei unterlegene Hengste in der „Arena“. Nur einer, dessen Glieder nicht ganz zerschmettert waren, vermochte sich noch ein Stück zu schleppen. Dann bekam auch er von uns den Gnadenschuß.